

## Wenn Oper vom Unwetter profitiert

**Bregenzer Festspiele.** Ein gemäßigtes Spektakel am See - und ein intimes Klangerlebnis indoor: Bei der Premiere von „Madame Butterfly“ spielte das Gewitter dem Leading Team unter Regisseur Andreas Homoki gleich doppelt in die Hände.

VON THERESA STEININGER

**B**litze am Horizont, bedrohliche Stimmung über dem See - wie zusätzliche Bühneneffekte wirkte das Wetter bei der Premiere von Giacomo Puccinis „Madame Butterfly“ bei den Bregenzer Festspielen. Die umherziehenden Unwetter schienen die idyllische Stimmung während des Kennenlernens und der Hochzeit der Geisha Cio-Cio-San und des US-amerikanischen Marinesoldaten Pinkerton förmlich zu konterkarieren. Als wollten sie von Anfang an unterstreichen: Das kann nicht gut gehen. Ging es dann in Bezug auf den Ablauf der Vorstellung auch nicht, nach einer knappen Stunde wurde das Spiel am See wegen Starkregengefahr und Blitzen abgebrochen und für einen kleineren Teil des Publikums ins Festspielhaus verlegt.

Das kann jene ärgern, die Karten ausschließlich für den See hatten (jedoch ihr Geld wegen des frühen Abbruchs zurückbekamen) - für jene, für die es drinnen weiterging, hatte dies auch Positives. Einerseits konnte man nun das Orchester live und die Sänger unverstärkt hören, andererseits setzt diese Oper gerade im zweiten und dritten Akt auf Intimität der Szenen und Mimik der Darsteller. Manch ein Skeptiker hatte befürchtet, dass dies auf der großen Seebühne verloren gehen könnte. So gesehen spielte das Gewitter der Inszenierung von Andreas Homoki doppelt in die Hände: Jener Akt, der sich noch am ehesten für große Defilees eignet, konnte draußen stattfinden; jene Teile, die einer Kammerspielatmosphäre bedürfen, waren drinnen zu sehen.

### Ein riesiges, beleuchtetes Blatt Papier

Begonnen hat alles eindrucksvoll: Homoki lässt die Handlung auf einem monumentalen Blatt Papier ablaufen, das, mit Tuscheschriftzeichen versehen und in Wellen gelegt - oder gar zerknüllt wie Cio-Cio-Sans Seele? -, auf einer Stahlkonstruktion im See befestigt wurde. Die Wellen werden zu Hügeln, zwischen denen die Darsteller einiges an Wegstrecken zurückzulegen haben, was per se mehr Dynamik einbringt, als man es von „Butterfly“ gewohnt ist. Bald reißt ein Stück aus dem riesigen Papier heraus und Pinkerton entsteigt einem an ein Segel erinnernden Loch, aus dem danach ein Fahnenmast mit dem Sternbanner gen Himmel ragt.

In diesem statischen Bühnenbild arbeiten Andreas Homoki und Bühnenbildner Michael Levine auch mit Projektionen: So



Da fließt noch warmes Licht über die Seebühne: Die Geisha Cio-Cio-San (Barno Ismatullaeva) trifft auf Pinkerton (Edgaras Montvidas).

[ORF/Dietmar Mathis]

wird alles in warmes, rotes Licht getaucht, während in höchsten Höhen der Bühne eine Gruppe von Geishas samt Schirmchen zu Pinkerton hinuntertrippelt. Später erscheint hier das eingehüllte Gesicht von Cio-Cio-Sans Onkel, der einen Fluch über sie ausspricht, als riesige Videoanimation.

Das „Mädchen mit Augen voller Zauber“ und der Amerikaner verleben trotz des Verstoßes aus ihrer Familie eine Liebesnacht - durch eine Ansammlung weiß gekleideter Statisten werden sie dabei vor den Augen des Publikums geschützt. Und schon steht der kleine Junge da, der ein gefaltetes Boot in den Bodensee zu Wasser lässt, während sich seine Mutter in das herabgefallene Sternbanner hüllt: Teils plakativ, teils effektiv wirken Homokis Versuche, aus der „Butterfly“ ein gemäßigtes Spektakel zu machen. Dass er am Ende der Premiere gemeinsam mit seinem Leading Team auf den Schlussapplaus verzichtete, war unverständlich. Einige sehr ästhetische Bilder sind - auch dank Kostümbildner Antony McDo-

nald - jedenfalls für diese „Butterfly“ entstanden. Ob das Wagnis, ein derartiges Kammerspiel auf eine so große Bühne zu bringen, letztlich aufgeht, mag nach dieser zwischen Seebühne und Festspielhaus geteilten Aufführung nicht beurteilt werden.

### Halb szenisch, aber überzeugend

Durch die Verlegung bekam man zwar das überdimensionale Papier nur mehr als großes Foto im Hintergrund und die weiteren Akte ausschließlich halb szenisch zu sehen. Dafür konnte man Orchester und Protagonisten unmittelbarer erleben: Barno Ismatullaeva als Cio-Cio-San war in ihrer Verzweiflung gegen Ende hin überzeugender als in jenen Situationen, in denen sie noch darauf hofft, dass „eines Tages am Horizont Rauch aufsteigt“ und „ein Schiff erscheint“. Hatte ihre Stimme mit Mikrofon noch voll, jedoch ein wenig glanzlos gewirkt und in schnellen Passagen genaue Artikulation vermissen lassen, zeigte sie gegen Ende die Strahlkraft ihres Soprans. Außerdem war ih-

rem Gesicht aus der Nähe nun jener Zweifel und Schmerz abzulesen, den Butterfly empfindet, als sie ihr Schicksal schlussendlich richtig deutet - und ihr die weiß gekleideten Statisten den Dolch ihres Vaters reichen.

Besonders gut harmonierte sie mit der stimmstarken Suzuki von Annalisa Stroppa. Brian Mulligans Sharpless hörte man die Wagner-Erfahrung an, sein Bariton ist eine Luxusbesetzung mit profundem Klang und Volumen. Weniger konturenreich klang Edgaras Montvidas als Pinkerton, wiewohl ihm durch die komprimierte Fassung, wie sie in Bregenz gezeigt wird, auch Möglichkeiten genommen werden, sein Können unter Beweis zu stellen. Die Wiener Symphoniker unter Enrique Mazzola betonten das Lokalkolorit, ohne Exotismen zu aufdringlich hervorstreichen; auch ist Mazzolas Puccini-Interpretation eine homogene, wenig sentimentale - und eine, die Platz für Feinheiten einzelner Instrumentalisten lässt.

ORF2 zeigt am Freitag eine Übertragung (21.20 Uhr).

## Menschenopfer in vollendeter Schönheit

**Salzburger Festspiele.** Jubel für John Eliot Gardiner und seinen Monteverdi Choir mit geistlicher Musik von Carissimi, Domenico Scarlatti und - als evangelisches Gegengewicht zu all dem Katholizismus - Heinrich Schütz.

VON WALTER WEIDRINGER

„Plorate filii Israel - Weint, Kinder Israel“: Wer den Monteverdi Choir und eine Continuo-Abordnung der English Baroque Soloists unter der Leitung von John Eliot Gardiner hört, wundert sich nicht, dass der Schlusschor von Giacomo Carissimis „Historia di Jephthe“ so berühmt geworden ist, ja rasch zum Modell für das noch junge Oratorium erhoben wurde. Der Tod von Jephthes einziger Tochter ist da zu beklagen. Gardiner differenziert den Vortrag so, dass das sich durch alle Stimmen ziehende, absteigende Motiv zu den Worten „in carmine doloris“ zunächst wie in Stein gemeißelt erklingt, bei der Wiederholung des Abschnitts jedoch leise, wie mit der zärtlichen Geste einer letzten Liebkosung.

Die zelebrierte finale Kadenz kündigt dennoch wieder von donnernder Ewigkeit. Dabei ist der Verlust des namenlos bleibenden Mädchens gleichsam ein tragischer Unfall in der Beziehung zwischen Jiftach, so der

hebräische Name des Kriegshelden nicht standesgemäßer Herkunft („ein Hurenkind“, übersetzt Luther), und seinem Gott. Denn für den Sieg über die Ammoniter gelobte er, das erste Wesen zu opfern, das ihm zu Hause entgegenträte. Als Heldin eigenen Ranges geht seine Tochter in den Tod, betrauert aber zuvor noch die Nutzlosigkeit ihres jungfräulichen Leibes, der keine Söhne hatte gebären dürfen...

### Mitgefühl mit besiegten Ammonitern

Nicht nur über die Unbarmherzigkeit dieser archaischen Geschichte kann man also ausgiebig den Kopf schütteln, die dennoch in Salzburgs Ouverture spirituelle zum Thema „Sacrificium“ nicht fehlen kann: Am Samstag darf dann in Myslivečeks „Abramo ed Isacco“ eine ähnliche Konstellation ihr lieto fine nehmen. Gardiner und die exzellenten Seinen machten es einem jedoch leicht, sich in die betörende Musik zu versenken - oder besser: in die immer wieder neu verhandelte Balance zwischen Schönheit und Wahrheit,

zwischen Ebenmaß der Gesangslinien und expressivem Nachdruck. Graham Neal gab den Vater mit charaktervollem Timbre, Charlotte La Thrope die Tochter, herb und jubelnd in einem. In der durch die Stimmen wechselnden Erzählerpartie glänzte nicht zuletzt der Tenor Jonathan Hanley mit vollendeten Phrasen. Interessant freilich, dass Carissimi schon die besiegten Ammoniter klingen lässt, sogar chromatisch abfallend über einem Lamentobass: Auch ihnen gilt sein Mitgefühl.

Dazu noch Domenico Scarlattis „Stabat Mater“, aus deren scheinbar abstrakter Polyphonie dennoch Funken von herber Dramatik mit Wort- und Stimmungsausdeutung sprühten - und, das evangelische Gegengewicht zu all dem Katholizismus, die ausdrucksvollen „Musikalischen Exequien“ des Heinrich Schütz. Als traumhaft schlichte und doch kunstvoll wie eine Elfenbeinschnitzerei klingende Pianissimo-Zugabe schließlich „Es ist nun aus mit meinem Leben“ von Johann Christoph Bach: zum Sterben schön.

## NACHRICHTEN

### Leiter der Bildungsstätte Anne Frank lässt von Documenta ab

Meron Mendel wird nach dem Rücktritt von Direktorin Sabine Schormann nach einem Antisemitismus-Eklat nicht wieder als Berater für die Kunstschau tätig werden, wie er am Donnerstag mitteilte. Das Bildungszentrum bleibe aber Partnerin bei der Gestaltung von Dialogangeboten.

### Morgen im „Spectrum“

Antje Rávik Strubel: Die Präsenz der Menschen ist nicht mehr wegzudenken. Auch ich war mit meinem Blick in das Refugium der ELCHE eingedrungen - sie hatten keine Chance, das zu verhindern. HASS hat viele Facetten. Was unterscheidet Rassismus und Antisemitismus?

MEHR: DiePresse.com/spectrum

